



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Zweites Buch. Übergang zum Neolithikum

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

Zweites Buch

Übergang zum Neolithikum

Das Mesolithikum

Die jüngere Steinzeit, das Neolithikum, rechnet man vom völligen Aufhören der letzten Eiszeit und dem Beginn des gleichmäßigeren Klimas an, das heute noch fort dauert. Markiert wird dieser Zeitpunkt hauptsächlich dadurch, daß das kälteliebende Renntier Süd- und Mitteleuropa verläßt und nach dem Norden abwandert. In Ägypten gewinnen wir einigen Anhalt zur zahlenmäßigen Bestimmung der neuen Periode. Sie liegt dort in der vordynastischen Zeit, im 4. und 5. Jahrtausend v. Chr. In Europa und besonders im nördlichen treten die ersten Metalle, Kupfer und Gold, erst erheblich später auf, so daß hier die Steinzeit noch das halbe oder ganze 3. Jahrtausend v. Chr. erfüllt. In Gegenden, die weit vom Weltverkehr abliegen, setzen sich, wie immer, die altertümlichen Zustände länger fort.

Die letzte Eiszeit hat aber von ihrem Höhepunkt bis zu ihrem Ende nicht einen einheitlichen Abstieg genommen. Während des allgemeinen Zurückweichens des Eises sind mehrere Kälterückfälle erfolgt, die Penck und Brückner nach ihren Alpenbeobachtungen als Bühl-, Gschnitz- und Daun-Stadium bezeichnen. Im Bühl-Stadium liegt, nach allgemeiner Annahme, die Magdalénien-Kultur. In Norddeutschland haben die Schwankungen der weichenden Eiszeit sich hauptsächlich in den wechselnden Verhältnissen der Ostsee markiert. Sie ist erst weit offen gewesen, so daß auch der Bottnische Meerbusen im Norden in den Ozean ausmündete. Diese Frühzeit wird nach einer Muschel, die sich in ihren Ablagerungen findet, die Yoldia-Zeit genannt. Dann hat das Land sich gehoben und die Ostsee ist ein völliger Binnensee geworden. Dänemark war damals feste Landbrücke zwischen Deutschland und Schweden. Diese Periode heißt nach einer zweiten Muschel die Ancylus-Periode. Schließlich hat das Land sich wieder gesenkt und ist der heutige Zustand eingetreten, eingeleitet durch einen Abschnitt, den eine dritte Muschel die Litorina-Zeit getauft hat.

Montelius hat vor einigen Jahren erkannt, daß die typischen Lorbeerblatt-

¹⁾ Antivarisk Tidstrift för Sverige 20. 1918. S. a. Anthropol. Korrbil. 1920. 19 (N. Nilsson).

Das Mesolithikum

spitzen des Solutréen, zwar kleine aber gutgeformte Stücke mit feinem Randbeschlag, auch im Norden vorkommen, aber nur im südwestlichen Norwegen, im westlichen und südlichen Schweden und in Dänemark¹⁾. Er erklärte sie für echte Solutré-Werkzeuge, gleichaltrig mit dieser Periode in Frankreich, und schloß, daß damals die südwestlichen Ränder von Norwegen und Schweden bereits eisfrei und für menschliche Siedlung zugänglich gewesen seien. Man traute dieser kühnen Neuheit zuerst nicht recht, weil man noch befangen war in der Auffassung der deutschen Geologen vom Solutréen mitten in der letzten Eiszeit und dem Mousterien in der vorletzten. Heute aber begrüßen wir die Feststellung als eine nordische Noachtaube und das erste bestätigende Licht auf unsere neue Zeitrechnung. Wenn nach de Geer das Eis um 10000 v. Chr. am Südrande von Schweden stand, so muß das dortige Solutréen also um 9000 oder 8000 v. Chr. fallen. Die Übereinstimmung der Werkzeugform mit Frankreich zeigt zugleich, wie von dorther offenbar die ersten Kolonisten in den eisfrei werdenden Norden gekommen sind. In der Tat stehen im Mesolithikum der Norden und der Westen miteinander in andauernder engster Beziehung, und der Ablauf der Kultur an beiden Stellen geht völlig parallel. Das möge hier eine kleine Tabelle gleich vorweg veranschaulichen.

Westen	Norden	Klima	Zeit
Solutréen	Lorbeerblattspitzen	Abtmelzeit	9000—8000 v. Chr. <i>Lang paläol.</i>
Magdalénien	Knochenharpunen	Yoldia-Zeit	8000—7000 „ <i>5</i>
Azilien u. Tardenoisien	Maglemose-Kultur	Ancylus-Zeit	7000—5000 „ <i>Mesolithikum</i>
Campignien	Köfenmööddinger	Litorina-Zeit	5000—4000 „
Neolithikum	Neolithikum	Nacheiszeit	4000—2000 „

Wenn schon in Skandinavien, so dürfen wir noch mehr in Norddeutschland Überreste aus den letzten Perioden des Paläolithikums erwarten.

Die Jütische Halbinsel verdankt ihre Gestalt der letzten Eiszeit. Durch ihre Mitte zieht deren Endmoräne und bildet das Rückgrat des Landes. Die Gegenden weiter westlich, ganz Hannover und Westfalen, sind also damals schon offenes Land gewesen und sind schon während der letzten Eiszeit allmählich besiedelt worden. Die Westfälischen Höhlen beginnen mit dem Mousterien und etwas entartete Aurignacien- und Magdalénien-Werkzeuge finden sich weithin.

Die Harpunen, Speerspitzen, Messer und Glätter, vielfach aus Renntierknochen, haben sich zahlreich in den Mooren zwischen Potsdam und Brandenburg gefunden und stammen anscheinend noch aus dem Magdalénien. Bei Sernewerder sind, als zu ihnen gehörig, Reihen von tiefen Gruben aufgetreten, die man als Tierfanggruben anspricht¹⁾. Die Harpunen mit ihren bald einz-, bald zweireihigen Widerhaken zeigen auf den ersten Blick ihre Verwandtschaft mit den französischen aus dem Magdalénien. Originell sind Speerspitzen, bei denen seitlich scharfschneidige Feuersteinstücke eingelegt sind (Abb.

¹⁾ Nachr. üb. deutsche Alt.-Sunde 1902, 28 ff. (E. Krause).

12 d). Gelegentlich findet sich auch ein sauberes Flechtmuster auf einem Messer oder Glätter angebracht (Abb. 12 f.), auch das an alte französische Übung erinnernd.

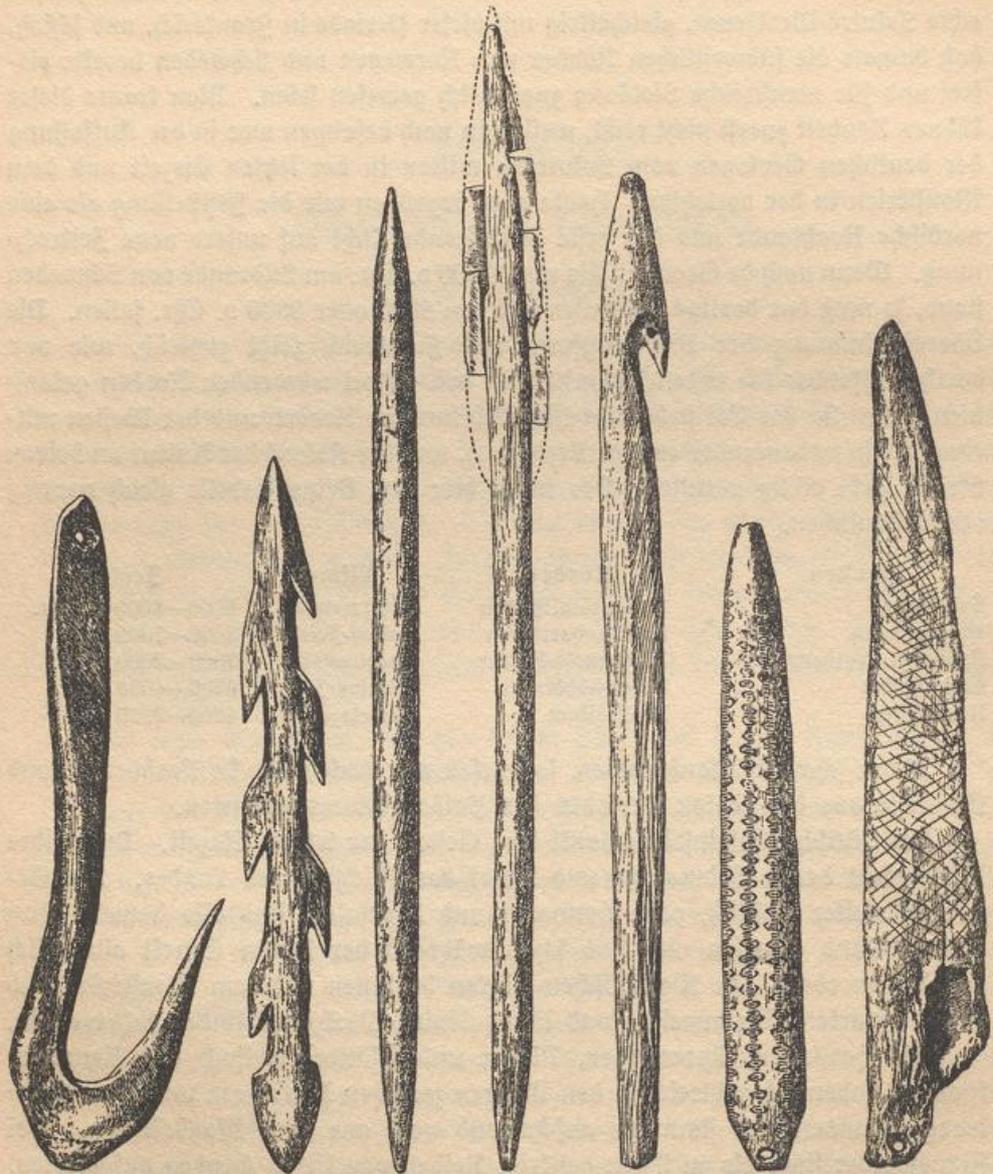


Abb. 12. Geräte aus Rentierknochen von Fernerwerder. Berliner Museum. $\frac{1}{2}$.

Das eigentliche Mesolithikum, die „mittlere Steinzeit“, beginnt dann mit dem Azilien und Tardenoisien, ersteres nach Mas d'Azil im Département Ariège, letzteres nach Sère en Tardenois (Département Aisne) benannt. Beiden entspricht im Norden die Stufe von Maglemose auf Seeland und alle drei zusammen,

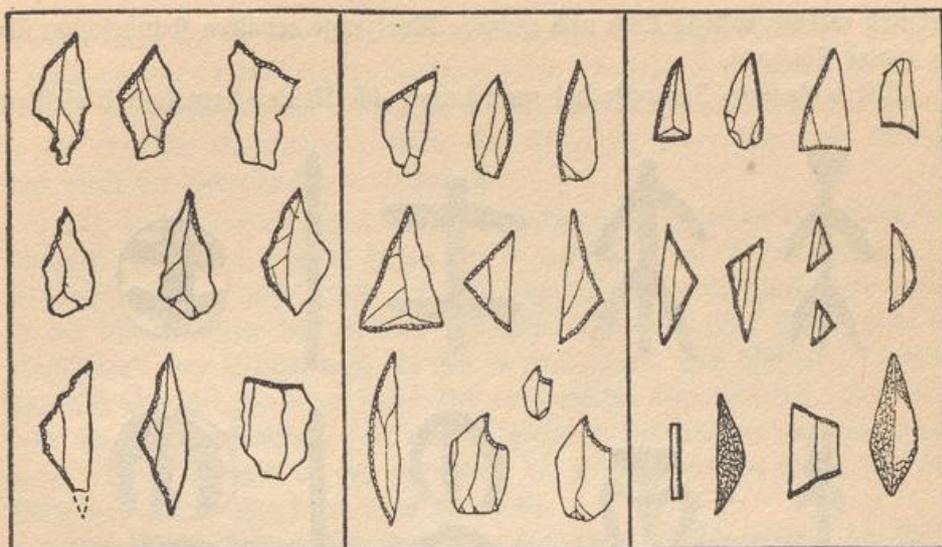


Abb. 13. Tardenoisien Werkzeuge. 3 Perioden, aus Belgien. Nach Berju. $\frac{1}{2}$.

das Azilien, Tardenoisien und Maglemose, nennen manche auswärtige Forscher Epipaläolithikum, weil sich in ihnen die paläolithische Tradition noch stark fortsetzt.

Im Westen sind Siedlungen dieser Stufe noch kaum näher untersucht, man hat von ihr nur die Kleinfunde, aber die sind von großem Interesse, weil sie einmal zeigen, wie stark die Aurignac-Tradition immer noch nachwirkt: mit Steilretusche und auch Hochschabern, und zum anderen, weil sie in gleicher Form sich sehr weithin verbreiten und besonders die Eroberungskraft der westlichen Kultur — und wohl auch ihrer Träger — in das nordische Neuland hinein aufs klarste zeigen.

Die Mikrolithik, der Gebrauch ganz kleiner Geräte kommt in dieser Periode auf die Höhe. Die Hauptformen sind die in Abb. 13 dargestellten verschiedenen Spitzen, die in einen Schaft gesteckt zu Pfeilen oder auch Pfriemen benutzt sein müssen. Diese kleinen Formen gehen von Nordspanien, wo die Heimat der Azil-Kultur anzunehmen ist, durch ganz Frankreich hindurch bis an die Ostsee und in das deutsche Binnenland. Sie waren immer schon bekannt aus der Ofnet bei Nördlingen, der Wüsten Scheuer bei Meiningen, dem Dove-See bei Braunschweig und sind neuerdings besonders gut gesammelt in Prerow auf Darss, an der Mecklenburgischen Küste und im Griesacker Moore¹⁾. Unsere Abb. 13 stellt Stücke aus Belgien dar, in drei Stufen eingeteilt: im älteren Tardenoisien (a) herrschen plumpe geometrische (meist dreieckige) Formen und die ersten Kleinstichel tauchen auf; in der mittleren Stufe (b) kommen die geometrischen Werkzeuge auf die Höhe ihrer Entwicklung und die Kleinstichel sind häufig; im jüngeren Tardenoisien (c) verschwinden die Kleinstichel, die geometrischen

¹⁾ Prähist. Ztschr. 15, 1924 (M. Schneider); ebenda 16, 1925 (Dr. Janssen).

Formen werden winzig klein und manche Werkzeuge erhalten Feinbeschlag über die ganze Fläche ¹⁾).

Mit lebhaftem Interesse hat man immer die kleinen bemalten Kieselsteine

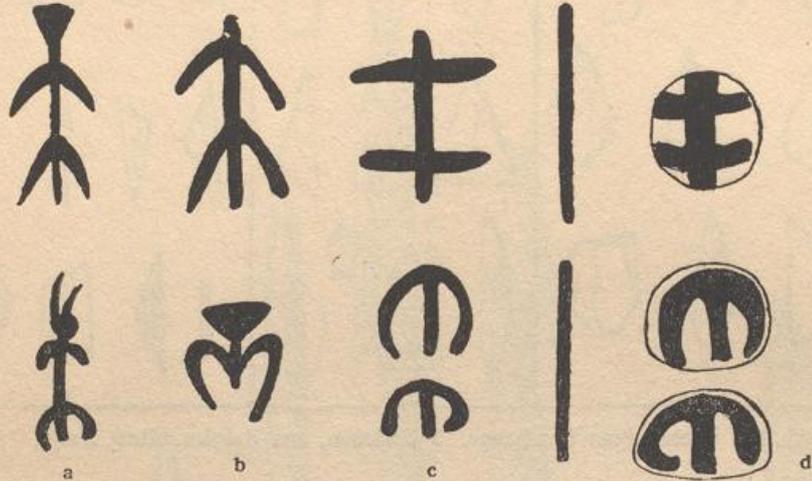


Abb. 14. Zeichen aus spanischen Höhlen (a—c) und Steine von Mas d'Azil (d).
Nach Obermaier.

von Mas d'Azil betrachtet; schienen sie doch die ersten Versuche einer beginnenden Schrift darzustellen. Ein M und ein E glaubte man schon deutlich vorgebildet zu sehen. Ein Überblick über die ähnlichen Zeichen, die des öfteren an spanischen Höhlenwänden erscheinen, zeigt aber, daß es sich immer um die Menschenfigur handelt in dieser oder jener Verkümmernng (Abb. 14). Gewiß hat das auf den Steinchen eine gewisse Bedeutung gehabt, ist nicht einfache Spielerei gewesen. Vielleicht sind in diesen aufs Magische eingestellten Zeiten die Steine Amulette gewesen, die ihrem Träger irgend eine Gunst des Schicksals verschaffen sollten. An Schrift ist noch Jahrtausende nicht zu denken.

Sehr wichtige Aufklärungen verdanken wir in Dänemark dem Fundplatz Maglemose, der von Sarauw nach allen Richtungen hin vortrefflich untersucht und beschrieben ist ²⁾. Maglemose, das „Große Moor“, liegt am Westrande von Seeland bei Mullerup. Der Wohnplatz war ein flacher See. Auf seinem Boden über einer Schicht Schneckenmudde, in der beginnenden Vertorfung, finden sich die Kulturreste in einer bis zu 1 m dicken Schicht. Ein eigentlicher Pfahlbau kann aber die Wohnstätte nicht gewesen sein, denn keinerlei Pfahlreste haben sich im Boden gefunden. Es muß vielmehr ein Floß als Unterlage der Behausung angenommen werden, wie es auch an einigen anderen Stellen als älteste Form der Seewohnung zu erschließen ist, so bei dem interglazialen Taubach bei Weimar,

¹⁾ G. Bersu XV. Bericht d. Röm.-Germ. Kom., Frankfurt a. M. 1923/24, 60.

²⁾ Prähist. Ztschr. III 1911. S. 52—104; VI, 1914, S. 1—28.

wo der Kalktuff, in dem die Artefakte lagern, Characeen-Sand ist, d. h. den Characeen, die in dem Teiche wuchsen, seine Entstehung verdankt; so bei dem reichen Sundpläze Kunda in Estland, den Harpunen als mesolithisch bestimmen, so bei manchen Anlagen am Meer, wie Abbeville, Glensburg, Kiel (Ellerbek) und einer im Kowattensee in Ostpreußen.

Mit diesen Seesiedlungen wollte man sich natürlich gegen die wilden Tiere schützen. Der Mensch ist in diesen Zeiten noch ganz von ihnen umgeben. Er lebt rein von der Jagd. Das einzige zahme Tier, das in Maglemose auftritt, ist der Hund. Unter den anderen Knochen überwiegen stark Reh, Hirsch, Elch, Wildschwein und Urstier, auch der Bär ist vorhanden. Der Elch wird nachher in den Köfenmöödingern schon selten und verschwindet dann gänzlich. Von Fischen war der Hecht erkennbar, von Vögeln mehrere Entenarten, der Höferschwan u. a. Von Holzarten ist am häufigsten die Kiefer, daneben findet sich Hasel, Birke und Ulme, aber keine Spur der Eiche.

Aus dem schwimmenden Floß von Maglemose hat sich zunächst der Pfahlbau entwickelt, indem man Holzwerk mit Reisig, Erde und Steinen auf den Seeboden gründete. Von dieser Bauart sind die Wasserwohnungen bei Wanwyl (Kanton Luzern) und bei Schussenried in Württemberg. Erst gegen Ende der jüngeren Steinzeit ist der eigentliche Pfahlbau aufgekommen, die ganz auf Pfählen ruhende Wohnung, wie die Masse der Siedlungen in den Seen am Nordfuße der Alpen und ebensolche im Norden: Pommern, Polen, sie zeigen.

Die Feuersteinwerkzeuge von Maglemose haben das Inventar von Mas d'Azil. Der kleine Rundscharer, der häufig auftritt, und die „längsschneidige Pfeilspitze“ stechen daraus besonders hervor. Es ist merkwürdig, wie diese Geräte auch hier im Norden die alte Eigenart der Aurignac-Technik immer noch zur Schau tragen.

Mit der jüngeren Periode des Mesolithikums steht es nämlich wie mit der älteren: wir lernen ihre Leitformen in ihrer französischen Heimat in klassischer Ausprägung und Größe kennen, die mächtigen mottes de beurre von Campigny, 20 und 30 cm lang, gehören zu den größten Stücken, die es aus der Steinzeit gibt; aber die ganze Wohn- und Lebensweise der Menschen dieser Zeit und die wichtige neue Errungenschaft ihrer häuslichen Ausrüstung, die Erfindung von unermesslicher Tragweite: die Töpferei tritt uns doch erst in unserem nordischen Kreise entgegen.

Aus dem Campignien, der Litorina-Zeit der Ostsee, stammen die berühmten Muschelhaufen, dänisch gewöhnlich Köfenmööddinger, „Küchenabfälle“, genannt. Man hat sie ursprünglich für Strandbildungen gehalten und ihren wahren Charakter erst um 1850 erkannt. Es sind massenhafte Ansammlungen von ehbaren Muscheln und Schnecken, besonders Aустern (*Ostrea edulis*) und Herzmuscheln (*Cardium edule*), daneben auch Miesmuscheln (*Mytilus edulis*) und zwei Arten Strandschnecken (*Litorina litorea* und *Nassa reticulata*), durchmischt

mit Fischgräten und Knochen von Vögeln und Säugetieren. Unter diesen wiegen vor Hirsch, Reh, Wildschwein; es kommen auch Urochs, Bär, Wolf, Biber, Wildfaze vor. Sehr selten ist der Elch und ganz fehlt das Renntier. All diese Knochen sind von Menschenhand aufgeschlagen und öfter vom Hunde angenagt, der als einziges Haustier sich vielfach bemerkbar macht. In den Haufen liegen auch zahlreiche menschliche Werkzeuge aus Feuerstein, Knochen und Hirschhorn, sowie Scherben von Tongefäßen. Es ist also klar, daß sie nicht natürliche Bildungen, sondern eine menschliche Hinterlassenschaft darstellen. Sie sind oft sehr ausgedehnt, mehrere hundert Meter lang und 20—30 m breit. Ihre Dicke beträgt 1—2 m. So ziehen sie in der Nähe des Strandes entlang, oft in einer Bucht, wie am Kolind Sund, ihrer fünf oder sechs nicht weit voneinander. Sie machen ganz den Eindruck von Fischerlagern, an denen die Reste der oft wiederholten Mahlzeiten zurückgeblieben sind. Ursprünglich haben sie offenbar alle am Strande gelegen. Im nördlichen Dänemark sind sie jetzt stark von ihm abgerückt, bis zu 1½ Meilen (Lille Vildemose in Nordost-Jütland), so sehr hat das Land sich hier seitdem gehoben. Weiter südlich aber liegen sie umgekehrt unter Wasser, denn hier hat das Land sich gesenkt. Von Holzfohle sind die Muschelhaufen gewöhnlich stark gefärbt. Zuweilen ist auch noch eine Steinpackung als Herdstelle erhalten. Von Wohnbau hat sich aber in Dänemark bisher nichts beobachten lassen. Dagegen sind ein paar Bestattungen gefunden, in Ertebölle und in Aamölle, jede mit gestrecktem Skelett, nicht etwa Hofer. In Aamölle war die Leiche auch von Steinen umstellt, es war also ein Hohlraum für sie gebildet worden¹⁾.

Von besonderem Interesse sind die Werkzeuge und die hier zum erstenmal in Europa auftretende Keramik. Die Feuersteingeräte zeigen immer noch stark paläolithische Tradition. Der Spanschaber hat Steilbeschlagn am Ende, ein schmales Messer hat flach geschlagenen Rücken (dos rebattu), der Bohrer ganz die alte Zuspitzung. Als neue und für die Muschelhaufen charakteristischste Form tritt ein kleines Beil auf, am Kopf schmal und an der Schneide breit, es wird „Spalter“ genannt (Abb. 15 c); und daneben steht ein „Kernbeil“ mit rundlichem Querschnitt (Abb. 15 a). Von Schleifen oder Glätten des Steins ist auch hier noch keine Rede. Es scheint, daß diese beiden Werkzeuge hier im Norden entstanden sind. Unter den Knochengewerten findet sich schon ein kleiner Kamm.

Die Tonscherben, wo sie sich zu größeren Flächen zusammensetzen ließen, haben immer hauptsächlich ein großes Gefäß ergeben, einen Kochtopf mit geschweiften Wandungen, verdicktem Rande, unten in eine Spitze endigend (Abb. 15 b). Dazu kam gelegentlich ein halbfugeliger Napf. Die Gefäße sind ganz ohne Verzierung, außer daß der dicke Rand zuweilen außen einige Singereindrücke hat. Auch Durchbohrungen zur Anbringung von Henkeln fehlen noch.

¹⁾ Madsen, S. Müller usw., *Affaldsdynger fra Stenalderen*, 1900, S. 78, 100.

Grundlagen der neolithischen Kulturkreise

Daß diese Gefäße die ersten Beispiele sind für einen im Neolithikum über weite Länderstrecken verbreiteten keramischen Stil, werden wir später sehen.

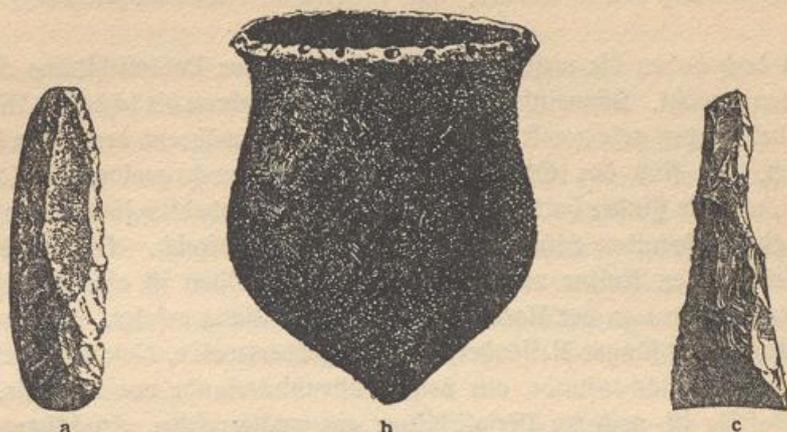


Abb. 15. Kernbeil (Pide), Spalter und Topf aus den Köfenmöddingern.
Nach Soph. Müller. Beile $\frac{1}{4}$, Topf $\frac{1}{6}$.

Auch die Muschelhaufen selbst sind keineswegs auf Dänemark und Schleswig-Holstein beschränkt. Sie haben sich ebenso an der Küste von Irland, Frankreich und Portugal gefunden, und bei Lissabon sind in ihnen eine Reihe von Bestattungen beobachtet, so tief angelegt, daß sie sicher zugehören. Die Leichen sind dort als „Hocker“ gebettet mit gekrümmten Knien und gehobenen Armen. Beigaben haben sie nicht. Die Beerdigung der Leichen am Wohnplatze und ihre Hockerlage setzt wieder eine Tradition aus dem Paläolithikum fort und führt hinüber zu gewissen späteren Kulturen.

Grundlagen der Neolithischen Kulturkreise

Im Paläolithikum ist eine der erstaunlichsten Tatsachen die völlige Übereinstimmung des Stils der Willendorferin mit den Frauengestalten von Laussel. Von der Dordogne über Lyon am Nordfuße der Alpengletscher entlang bis ungefähr nach Wien haben bereits im Aurignacien sehr rege Beziehungen bestanden. Sie wurden durch die Elfenbeinfigur von Brünn auch bis dorthin weitergeführt und im Solutréen noch mehr donauabwärts bis nach Ungarn (Mikolcz) ausgesponnen. Im Mittelmeere fällt es auf, daß Länder, die später bedeutungsvoll hervortreten, sich an der paläolithischen Kultur noch gar nicht beteiligt haben. Italien und Sizilien haben es zwar getan, schon vom Chelléen an, aber die Balearen bleiben auch im ganzen Neolithikum noch stumm, ebenso Sardinien und Korsika und vor allem ganz Griechenland, sowohl das Festland wie die Inseln. Man fragt lebhaft, wie ist das zu erklären? Gewiß nur dadurch, daß diese gebirgigen Inseln und Länder in jener Zeit, die ihnen ja keinerlei Vereisung brachte, noch dicht mit Urwald bedeckt gewesen sein müssen. Und an den Urwald ging

der Mensch mit seinen unvollkommenen Werkzeugen ungern heran. In Mitteleuropa hat man mannigfach beobachtet, wie noch im Neolithikum und der Bronzezeit die Besiedlung den in Trockenzeiten entstehenden Waldblößen nachgegangen ist.

Und doch haben die westeuropäischen Formen des Paläolithikums Ägypten und Syrien erreicht. Schweinfurth hat schon vor 30 Jahren die schönsten Moustier-Formen bei Theben gesammelt und ebenso Jos. Bayer während des letzten Krieges in Syrien. Es sind das Oberflächenfunde, nicht durch geologische Lagerung bestimmt, und die Finder hatten den Eindruck, daß sie erheblich jünger sein können als die gleichgeformten Stücke in Spanien und Frankreich. Die Ausbreitung dieser gleichartigen Kultur vom Westen nach dem Osten ist offenbar nicht im Inselmeere, sondern an der Nordküste von Afrika entlang erfolgt. Kurz vor dem Kriege brachte ein junger Reisender, Fromholz-Eberswalde, dieselben Steinwerkzeuge, auch Oberflächenfunde, aus dem Wüstenhinterlande von Tripolis.

Nordafrika ist noch im Mesolithikum ein wasserreiches, fruchtbares Land gewesen, und die von Leo Frobenius im Hinterlande von Algier, Marokko, Tripolis bis in die Libysche Wüste seit 1914 immer zahlreicher gefundenen Selszeichnungen erweitern das Kulturbild, das die Feuersteinwerkzeuge immer schon andeuteten¹⁾.

Wir erhalten somit einen großen südlichen Kulturkreis, der von Frankreich und Spanien einerseits nördlich der Alpen die Donau hinunter bis nach Ungarn und Südrußland reicht, anderseits das Mittelmeer einschließt bis nach Ägypten und Syrien hin. Beruht seine Feststellung auch noch auf lückenhafter Überlieferung, so stimmt sie doch zu dem, was nachher im Neolithikum und den frühen Metallzeiten sich reich und voll beobachten läßt.

Im Norden, wo erst mit dem Abschmelzen des Eises eine menschliche Besiedlung eintreten konnte, beginnt schon im Solutréen eine westeuropäische Einwirkung, die sich im Magdalénien fortsetzt und im Azilien sehr verstärkt. In mannigfachen Erscheinungen: den Formen der Werkzeuge und Tongefäße, Anflängen im Haus- und Grabbau, der Bildfreudigkeit des Westens werden wir sie auch im ersten Neolithikum weiterwirken sehen. Aber dann hört dieser weiche Westwind auf, an die Stelle der sanft geschwungenen Formen treten harte, straffe, die Häuser und Gräber werden rechteckig, keine Menschen- oder Tierfigur begegnet mehr, keine animalische oder pflanzliche Anspielung zeigt sich in der rein auf technische Motive gestellten Ornamentik.

Fragt man, wie diese Erscheinung, die längst allgemein aufgefallen ist, sich erklärt, so muß man den starken Unterschied ins Auge fassen, den das thüringische Paläolithikum gegen das westliche und südliche darstellt. In den allmählich doch zu stattlicher Menge gewachsenen Funden von Ehringsdorf bei Weimar ist keine

¹⁾ Forschungen und Fortschritte 10, 1934 S. 139 f. und 161 f.

Moustier-, keine Aurignac-, keine Solutrée-Form und ebenso steht es mit den noch viel reicheren Sunden von Lichtenfels in Oberfranken¹⁾. Diese Kultur ist etwas für sich, ganz auf sich selbst gestellt, tantum sui similis. Und es ist bisher kein Stücken einer Menschen- oder Tierfigur in ihr zutage gekommen, auch keinerlei Zeichnung oder Gravierung, die eine westeuropäische Phantasie verriete.

Das wäre merkwürdig, wenn die ganze Besiedlung des nordischen Neulandes vom Westen gekommen wäre, wenn nicht auch das so viel näherliegende mitteldeutsche Paläolithikum sich an der Kolonisation beteiligt hätte. Hat dieses aber mitgewirkt, so wird man annehmen dürfen, daß seine nüchterne Geradheit dem neuen Stil im Norden zugrunde liegt. Ein enger Zusammenhang zwischen der neolithischen Kultur im Norden und in Thüringen ist immer schon erkannt und gewöhnlich durch eine Einwirkung des Nordens auf Thüringen erklärt worden. Damit bringt man aber die ins Paläolithikum zurückgehende Thüringer Kultur um ihr Erstgeburtsrecht.

Ob die besondere Kultur Thüringens auch auf einer besonderen Rasse beruht, steht noch ganz dahin. Wir haben hier von Menschenresten noch nichts als ein Schädeldach und zwei Kiefer aus Ehringsdorf, und die gehören zur Neandertalrasse.

Auf jeden Fall sehen wir später, im Neolithikum, die nordische und die Thüringer Kultur teils verbündet, teils verschmolzen weit gegen Süden und Südosten ausgreifen, erobernd bis nach Kiew und auf die Balkanhalbinsel vordringen und so im Norden ein Gegenstück darstellen zu dem großen südlichen Westostrome.

Der Dualismus, der in der ganzen Folgezeit Europa in Nord und Süd spaltet, hat sich, wenn wir das thüringische Paläolithikum richtig verstehen, schon in der Eiszeit angebahnt.

Diejenige Gattung von Kulturrelikten, aus der sich all diese Verhältnisse am deutlichsten ablesen lassen, ist, so bald sie auftritt — die Keramik. Seine Töpfe macht sich das Volk jederzeit selbst. In diesem Alltagsgerät drückt es seine Eigenart unverhohlen aus, zeigt es sich gewissermaßen in Schlaftrock und Pantoffeln, während es Schmuck und Waffen vielfach von auswärts bezieht und mit ihnen in fremdem Prunkgewande erscheint. Die Töpferei spricht die heimische Sprache der vorgeschichtlichen Völker, wie es in gleicher Reinheit sonst nur Hausbau und Grabbau tun. Aber sie geht uns weit hilfreicher zur Hand als diese Schöpfungen, weil sie immer da ist, uns überall begegnet, uns auf Schritt und Tritt verfolgt, während die anderen weit seltener auftreten, oft nur unter besonders günstigen Umständen sich finden lassen.

¹⁾ Eine unveröffentlichte Privatsammlung in Lichtenfels enthält Tausende von Werkzeugen.

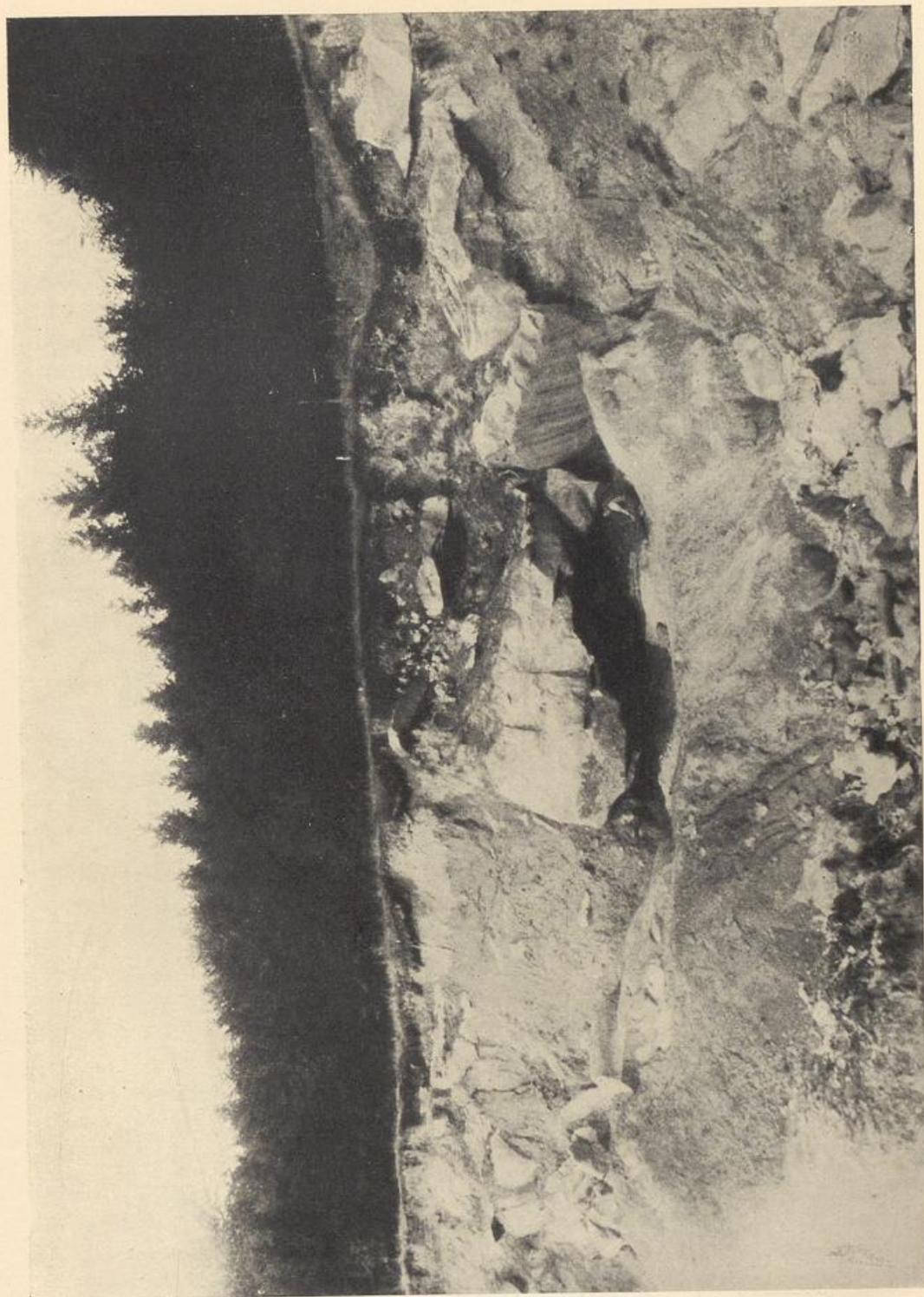
Der Ursprung der Töpferei

Die Kunst, Gefäße aus Ton herzustellen, ist, wie wir gesehen haben, dem Paläolithikum noch fremd gewesen. Noch in Maglemose fehlt sie. Erst in den Muschelhaufen, also in der Etorina-Zeit, dem französischen Campignien, tritt sie auf. Trotzdem muß das Paläolithikum schon Gefäße besessen haben: zum Trinken, zum Aufbewahren von Eßwaren oder von kleinen Geräten. Diese Gefäße müssen somit aus einem andern, aus einem vergänglichen Stoffe bestanden haben. Es läßt sich denken, daß nach der hohlen Hand die Muschel das älteste Trinkgerät war, als Pilgermuschel tritt es im Mittelalter wieder auf; daß die Kürbisflasche, bald so, bald so beschnitten, sich zur Aufbewahrung von Speise und Trank darbot, daß man allmählich auch dazu überging, aus Holz oder Leder oder Geflecht Gefäße herzustellen. In der Tat hat man dies alles getan. Wir wissen es weniger aus etwaigen tatsächlichen Überresten solch vergänglichen Materials als vielmehr daraus, daß die ältesten Tongefäße in ihrer Form und äußeren Behandlung, in Glättung oder Verzierung Gefäße aus anderem Material darzustellen suchten, also offenbar die voraufgegangenen als erstrebenswerte Muster nachahmten. Das ist etwas sehr Natürliches. Wir sehen es noch heute. Als das Leuchtgas erfunden war, verwandte man dafür zunächst Kronen mit dem alten Kerzenmotiv, als dann das elektrische Licht kam, trat es in den Formen der hergebrachten Gas-kronen auf. Erst langsam reifte die Einsicht, daß man eine elektrische Birne einfach an einen Faden zu hängen brauche, sie als Blume gestalten, ein ganzes Buffet zusammenstellen könne usw. Es dauert immer eine Zeit, bis man für den neuen Stoff auch die für ihn geeignetsten neuen Formen findet.

Besonders wird man aber beim Übergang zu einem so billigen und gemeinen Ersatz wie dem Tongefäß immer gern den Anschein erwecken wollen, als ob das neue gebrechliche Stück das alte feste wäre.

Das Neolithikum an der Donau hat halbkugelige Tonschalen, verziert mit spielenden Linien, die weiß eingelassen sind — als ob man die gelbe Haut des Kürbis durchrissen hätte bis auf die weiße Unterlage. Am Rhein herrschen beutelige Gefäße, oben stärker oder schwächer zusammengeschnürt, gelblich oder braun gefärbt und glänzend poliert — wie aus Leder; im Norden finden wir Schalen und Näpfe von straffer Form und mit einer derben Verzierung, die nur auf Korbflechterei gedeutet werden kann.

Im ganzen liegt als erstes formgebendes Element überall der Flaschen-kürbis zugrunde, der hartschalige, weißblühende (*Lagenaria vulgaris*), denn der heute allgemein verbreitete weiche gelbblühende ist erst von Amerika eingeführt. Aus dem Flaschenkürbis lassen sich ohne weiteres verschiedene nützliche Formen gewinnen. Schneidet man seinen unteren Teil ab, so erhält man ein flache gewölbte Schale, macht man den Schnitt bei der Schulter, so entsteht ein eiförmiger oder birnförmiger Napf, teilt man den Kürbis senkrecht, so ergibt sich links und



Höhle bei Treis a. d. Lumba bei Gießen. Nach H. Richter.



Schädel oben des Homo Mousteriensis, unten des Homo Aurignacensis.
Berliner Museum.

rechts eine gestielte Kelle; benutzt man ihn gar ganz, so hat man die schönste Flasche. Aber gerade diese volle Form ist — wenigstens in Ton überseht — am wenigsten benutzt worden, nur die Krugflasche des nördlichen Kreises spiegelt sie wieder.

Aus Holz wird man gewiß auch manches Eß- und Trinkgeschirr gehöhlt haben, Löffel, Schalen, Näpfe. Aber das Stück Holz, aus dem das Gefäß geschnitten werden soll, beeinflusst in weit geringerem Maße die Form als der Kürbis. Nur in einem Falle hat das Holz eine Ewigkeitsleistung vollbracht, in dem Schoppen: seine zylindrische Gestalt ist direkt aus dem Baumstamm erwachsen, und zwar im nördlichen Kreise, und hat sich eben dort fortgeerbt.

Auch Steingefäße, hat man gelegentlich gemeint, hätten Einfluß auf die Keramik geübt. Sehr alte ägyptische Steinnäpfe und Tonkrüge, die in Malerei Granit imitieren, haben auf den Gedanken geführt. In Wirklichkeit kann aber ein Steinblock noch weniger als ein Baumstück auf eine bestimmte aus ihm zu gewinnende Form hinwirken. Höchstens wird er bei seiner schwierigen Bearbeitung veranlassen, daß das Gefäß recht flach bleibt; und das ist denn auch geschehen. Wirklich originelle Formen, die dem Stein eigentümlich wären, gibt es nicht.

Soll ich noch sprechen von einer Auffassung, die von aller Materie absieht und die Erfindung der Formen rein der gottgegebenen Phantasie des Menschen zuschreibt? Der Mensch, meint sie, habe die Kugelgestalt als die idealste empfunden und sie deshalb auch seinen ersten Gebrauchsgeräten zugrunde gelegt. Die Verzierung der Gefäße sei dann ebenfalls nach dem eingeborenen feinfühligem Sinn des Menschen für Gleichmaß und Gleichgewicht erfolgt. Reifen und Leisten, Zickzacklinien, Dreiecke, Rauten habe er je nach Stimmung so oder so auf der Fläche verteilt. Diese ästhetische Auffassung gibt sich nicht die Mühe zu fragen: was war zuerst und was wurde weiter? Sie hat auch nicht den Anspruch, originell zu sein, von heute oder gestern. Es war schon pythagoräische Lehre, daß die Kugelgestalt die vollendete, göttliche sei. Sonne und Mond führten auf solche Gedanken, und älteste Geräte und Bauanlagen brachte man damit in Beziehung. Aber das ist Phantasie, die auftritt, wo Tatsachenkenntnis fehlt. Das „Kunstwollen“, meint man oft, habe alle Werke der Phantasie frei hervorgerufen, — als ob das Wollen und die Phantasie nicht auch immer von Erfahrung und Anschauung — wenn auch zehnmal unbewußt — bedingt und geleitet wäre! In aller rhythmischen Gliederung liegt architektonische Erfahrung, und man kann zweifelhaft sein, ob nicht auch der Rhythmus in der Musik, der dem Vogelgesange fehlt, erst aufgefunden ist, als der Mensch zu taktmäßiger Arbeit sang — „mahle, Mühle, mahle!“ — und zum Schreiten und Tanzen spielte ¹⁾.

Die ältesten Tongefäße sind nicht deshalb kugelig, weil man die Kugelgestalt für gottgewollt schön hielt, sondern weil der Flaschenkürbis als Vorbild vorhanden war, den man in natura immer schon als Gefäß benutzt hatte.

¹⁾ Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. 1902.

4 Schuchardt, Alteuropa. 3. Aufl.

Der Flaschenkürbis ist gerade deshalb, weil seine Früchte schöne Gefäße abgeben, so reichlich angebaut worden; denn eßbar sind nur einzelne Arten von ihm. Er ist heimisch in den Tropen der alten Welt und kommt in Ägypten heute noch wild vor. In Kleinasien und dem Kaukasus wird er gezogen, ebenso in Süd- und Mittelspanien, in Südfrankreich und in Dalmatien. In der Flora Deutschlands und der Schweiz wird er nicht mehr aufgeführt. „Die Früchte reifen zwar noch in Deutschland, erlangen aber nicht die Härte, die zu ihrer Verarbeitung erforderlich ist“ (Engler und Prantl). Damit ist die nördliche Grenze für das Vorkommen der Pflanze gegeben.

Der Flaschenkürbis wird noch heute in Südeuropa vielfach zu Gefäßen benutzt. Noch mehr in Afrika (Taf. XI), wo auch die Tongefäße noch direkt nach seinem Vorbilde hergestellt werden. Seine Gestalt wechselt vielfach und dementsprechend auch seine Verwendung als Gefäß, von der schönfugeligen Flasche mit langem Halse zur Birnen- und bis zur hängenden Gurkenform. Selten werden in das Gefäß verzierende Einrichtungen gemacht, viel häufiger bestrebt sich die Umschnürung, die es tragbar machen will, zugleich Verzierung zu werden. Das Einfachste zur Henkelschaffung ist, daß man ein paar Löcher am oberen Rande des Gefäßes durchbohrt und eine Schnur einknüpft. Oft hängt man das ganze Gefäß in ein Netz oder man befestigt durch horizontale Umschnürung am Fuß und an der Schulter einen geschwungenen Korbhenkel. Die Gestaltung des Henkels in der späteren Keramik spiegelt vielfach noch die Verhältnisse dieser Kürbis-Früchzeit. Die Keramik hat lange gebraucht, bis sie einen haltbaren Tonhenkel an ihre Krüge zu kleben verstand. Auch sie hat zuerst Schnüre durch Randlöcher gezogen und die Schnüre dann mit zylindrischen oder auch anker- oder halbmondförmigen Traggriffen versehen.

Ähnliches ist geschehen, um das fugelige Gefäß standfest zu machen. Das spitze Ende des Köfenmöddinger-Topfes sollte gewiß in den Sand oder in die Asche des Herdes eingepreßt werden. Auch das große Vorratsgefäß späterer Zeiten, der Pithos, ist mit seiner unteren Zuspitzung immer noch darauf gerichtet, fest eingegraben an seinem Platze zu bleiben. Die beweglichen Näpfe und Krüge aber brauchen für ihren runden Boden einen Untersatz. Er wird, wie noch heute für die Kürbisgefäße (Taf. XI 4), zumeist aus einem strohgeflochtenen Ring oder Zylinder bestanden haben, und wie bei den Henkeln geschah es, daß das ursprünglich freie Stück nach und nach mit dem Gefäße verwuchs. Auch die Geschichte der Untersätze bildet in der Keramik ein besonderes und lehrreiches Kapitel. Es ist vieles in diesen niederen Dienst zu stellen, was sich immer noch als „Becher“, „Dase“, „Trommel“ in höheren Regionen aufspielt.

Die Flechtumhüllung und Ergänzung des Gefäßes wird dazu geführt haben, es gelegentlich ganz in Flechterei herzustellen. Wie alt diese Technik ist, haben uns die paläolithischen Ziermotive gezeigt. Es sind auch einige wirkliche Körbe in frühbronzezeitlichen Gräbern Spaniens gefunden worden und ein paar Boden-

stücke mit dem Muster der gekreuzten Weidenruten in italischen Pfahlbauten ¹⁾. Man muß einige gute, das heißt in natürlicher Technik zu gefälligem Ansehen gebrachte Korbslechtereien sich vor Augen stellen, um die große Abhängigkeit der keramischen Ornamentik mancher Kreise von jener uralten und durch alle Zeiten fortgeführten Hausindustrie zu erkennen. Arbeiten der primitiven Völker von Afrika und Amerika und auch die gehobeneren der Japaner geben gute Beispiele dafür (XI 1—3). Schon die einfache Schrägkreuzung aller Fäden zeigt, wie die verschiedenen Zickzack- und Fischgrätenmuster entstehen, bald horizontal, bald vertikal, je nachdem man den Überschlag der Fäden am Rande etwas anders handhabt als in der Mitte des Stückes. Bei ganzen Körben wird jedesmal oben ein tragender Ring angebracht aus einer Rute oder mehreren umeinander gedrehten. Von ihm aus gehen die starken Rippen nach unten zum Boden und werden in wechselnder Weise von den seitlichen Fäden übersponnen, so daß sie bald stark hervortreten und dann eine Vertikalstreifung der Fläche bewirken, bald zwischen großen Zickzack- oder Treppenmustern nur als Untergrund durchschimmern. In besonderer Weise wird für Henkel und Boden gesorgt. Der Henkel, hoch im Bogen den Korb überspannend, wird an oder in dessen Wandung weit hinuntergeführt, oft noch unter dem Boden durch; manchmal ist er von einem Faden dicht umspunnen. Der Boden erhält immer irgendeine Verstärkung. Entweder läßt man 4 oder 6 oder auch 8 starke Rippen, die schon in der Wandung herunterlaufen, sich hier kreuzen, oder man legt einen Standring oder auch einen ganzen Holzboden unter und näht ihn fest.

Schließlich kommt noch das Leder als Ersatzmaterial für Kürbisgefäße in Betracht. Lederne Schläuche zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten oder von Käse sind dem südlichen Kreise bis heute sehr vertraut. Aber auch lederne Gefäße werden schon bei den alten Ägyptern und Juden erwähnt. Hebräisch bedeutet nebel sowohl den Lederschlauch wie den Tonkrug ²⁾. In den bemalten griechischen Holz Sarkophagen in Ägypten sind die Reste von ledernen Lekythen gefunden. Die Athener haben einmal bei einer schweren Belagerung ihre Sandalen und Lederkannen gefressen ³⁾. Später erfahren wir von den irischen Missionaren, daß sie mit ledernen Gefäßen nach dem Kontinent gekommen sind. Behälter, die besonders viel aushalten sollen, werden heute noch aus Leder hergestellt, so Feldflaschen und Würfelbecher. Erhalten ist aus früherer Zeit wenig dergleichen. Aber aus Ägyptens römischer Periode besitzt das Berliner Museum eine Kanne, die aus einem Stück Leder getrieben ist. Sie ist 34 cm hoch, von geschweiffter Form, vorn mit einem Flechtmuster aus aufgeklebten dünnen Holzscheibchen verziert. Der Henkel ist eingezapft und mit Harz gedichtet. Wenn auch aus dem späteren Altertum stammend, bietet diese Kanne doch den wertvollen Beweis,

¹⁾ Cartailhac, L'Espagne usw. S. 77, Bull. Paletn. Ital. VII, Taf. 5.

²⁾ Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. 1914, 82 Anm. 1.

³⁾ Plutarch, Sulla 13: ὑποδήματα καὶ ληκύθους ἐφθάς.

Übergang zum Neolithikum

daß man ein solches Gefäß aus einem Stück Leder herzustellen verstand. Ein hervorragender Berliner Ledertechniker hat mir gesagt, daß es gar nicht schwer sei, ein Gefäß aus Leder zu machen und daß die rundlichen oder geschweiften Becher und Kannen dafür das Gegebene seien. Man müsse das Werkstück aus den Hinterbacken des Pferdes oder der Kuh schneiden, wo das Leder am geschmeidigsten sei. Dann „schlage“ man es über einen runden Stein, mache es naß und knete und ziehe es so lange, bis die gewünschte Form erreicht sei.